



* Fliedbahn. 18. Septbr.

Bilanz.

Keine Sache ging so schief
Wie der Eisenbahntarif.
In der Nähe, in der Weite
Sah man niemals solche

Nimmer gab's (wir wird ganz schwach)
Solchen bummshast mächtigen Trach
Wie ein tiefer Hoffungssturz
Bei dem Ausbruch von Konturb.

Selten gab's — von Bonn bis Rastel —
So ein bummziges Debakel;
Solchen bummzigen Niederbruch —
In der Sache war kein Ruch.

Denn statt den Kaskühl zu lohnen,
 Fraß diese zwölf Millionen.
 Geld ging über Bord wie Hen,
 O-poi, o-o-moi-moi.

Darum scheucht man denn durch Kämpfe
Erst das Publikum in Strampfe?
Nöthigt es hernach noch farder?
Darum Räuber, darum Mörder?

Wio sorgt, weil dieß verbrachte,
Dag man mir die Rüd'fahrtsloche
Auf die alte Weise locht, —
Und erledigt es sofocht!

Gottlieb im „Tag“.

Das Gespenst des Umzugs naht.

Wer zum 1. Oktober seine Wohnung wechselte, der beginnt nachgerade auch Gampden zu denken, denn Glas, Porzellan und andere heisse Gegenstände sind der Mittelpunkt umständlicher Vorfälle, die noch dazu nicht einmal immer biffen, denn Malheur schläft bekanntlich nicht. Und wenn es dann klappert und klirrt, dann ist es noch nicht einmal ein Teller oder Topf, die einen Sprung und ihre Dienstzeit damit in der Hauptküche hinter sich haben, sondern eine Lieblingskaffe, eine schöne Vase und dergleichen. Wer im Boden seine wirkliche und bewährte Erfahrung hat, tut darum in der That am besten, für diese Verbringung sich einen „Nachmann“ zu nehmen, die Ausgabe dafür lohnt sich reichlich, und der Aerger wird gelost. Der alte Spruch, zweimal umsehen ist zu gut, wie einmal abtrennen, stimmt ja heute, wo sich die moderne Ausrüstung auch der einst recht klapprigen Möbelwagen längst angenommen hat, nicht mehr, von Memel bis Pindau am Bodensee haben wir überall Mitglieder des Deutschen Möbel-Transport-Vereins, und diese Verladung in „durchgehenden“ Möbelwagen ist für Umzüge, die Eisenbahnbenützung erfordern, wieder die praktischste; was der Rücktransport des Wagens etwa kostet — oft bietet sich auch Gelegenheit zur anderweitigen Verwendung — macht sich durch die Erparnis komplizierter Extra-Verpackung und unversehrte Ankunft der einzelnen Möbelstücke reichlich bezahlt. Die Haupt-Unkosten bei einem Wohnungswechsel entstehen auch weniger aus dem eigentlichen „Rücken“ als aus der notwendigen oder wünschenswerthen

Ergänzung der Zimmer-Einrichtung in der neuen Wohnung. Man nimmt sich felsenfest vor, diesmal bleibt alles, wie es ist, aber ist es dann so weit, gibt man mit mehr oder minder Energie seinem Herzen doch einen Stoß, um das Heim noch traulicher zu gestalten. Umzugs-Leiden lassen sich nie ganz bannen, diese Thriller stellt gewissermaßen eine Zeit häuslicher Revolution dar; sie werden auch verpfeifen, wenn den Leiden die Freude des Wohlbefindens sich anschließt. Aber die ist nicht unbedingt gewiß, mitunter hat man's sich doch anders gedacht!

* Der König von Siam mit Gefolge besuchte u. a. auch die bekannte Buchhandlung J u r a n g u. H e n s e l in der Wilhelmstraße, um eine Auswahl von Werken der deutschen und ausländischen Literatur käuflich zu erwerben.

* **Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband.** Die hiesige Ortsgruppe hielt am Mittwoch im „Friedrichshof“ ihre diesjährige Hauptversammlung ab, die von nahezu 100 Mitglie-
dler besucht war. Nach dem, von dem Vorliegenden Herrn
Hoarmann, erstatteten Jahresbericht betrug die Mitgliederzahl
am 1. Oktober 1906 268 und 9 Beherlinge, die am Schlusse des
Vereinjahres auf 411 mit einer Beherlingsabteilung von 6
Beherlingen angewachsen ist. Der Kassenbestand hat sich von
169 K. am Anfang auf 300 K. am Schlusse des Vereinjahres
gehoben. Auch in dem abgelaufenen Vereinjahre war die Tä-
tigkeit der Ortsgruppe auf dem Gebiete der Sozialpolitik wieder
sehr reich. Zunächst gelangte der Achtuhr-Lebensklub in unserer
Stadt zur Einführung, den die Ortsgruppe in einem am
7. September 1904 an die hiesigen lautmännlichen Vereine ge-
richteten Schreiben angeregt hatte. Alsbald wurden Eingaben
wegen Verringerung der Ausnahmetage, Beseitigung der Kon-
kurrenzklauel, Anstellung von Handelsinspektoren, Errichtung
eines Kreiskaufmannsgerichtes u. s. w. abgesandt. Wie alljährlich
verstande die Ortsgruppe auch in diesem Jahre Sommerurlaub-
schreiben an die hiesige Prinzipalität- die, wie die eingelauenen
Schreiben bewiesen, wieder von Erfolg gewesen sind, außerdem
wurde aus Anlaß der Beratung über die Konkurrenzklauel
dem hiesigen Kaufmannsgericht den Ausschussmitgliedern die
vom Verbands herausgegebene diesbezügliche Schrift zugesandt.
Drei Ständesfragen waren Gegenstand von öffentlichen Ver-
sammlungen, die sämtlich gut besucht waren. Die ins Leben ge-
rufene Beherlingsabteilung erfreut sich, wie der Vorliegende mit-
teilen konnte, der Sympathie bei den Eltern, was hauptsächlich
dem guten Zweck, dem sie dient, zuzuschreiben ist. Abwechselnd
finden Vorträge beschreibenden Inhalts, die die Fortbildung an-
regen, statt und werden praktische Kurse abgehalten; gegenwärtig
findet ein solcher über Rundschrist statt. Mit dem Besatze der
örtlichen Stellenermittlung ist die Ortsgruppe sehr zufrieden
und soll dieselbe noch mehr ausgebaut werden. Auch die Be-
richte der übrigen Vorstandsmitglieder gaben ein erfreuliches
Bild von dem guten Stand der Ortsgruppe. Zum Schluß folgte
die Versammlung noch einstimmig den Beschlusse, bei der ersten
im nächsten Jahre stattfindenden Neuwahl zum Kaufmannsge-
richte eine eigene Liste aufzustellen.

□ An einem Inbalden vergriffen hat sich am 10. August der Kobrisarbeiter Conrad Weidenert. Von seiner Frau lebt er getrennt. Am fraglichen Tage erschien er bei dieser, angeblich, um sie durch Güte zu bewegen, wieder die häusliche Gemeinschaft aufzunehmen. Schon mehrere Male war ihm von seiner Frau bezw. Schwiegereltern das Haus verboten worden und auch an dem betr. Tage wollte ihn sein Schwiegervater durch Worte veranlassen, die Wohnung zu verlassen. Dieser, ein Kriegsinvalide, erhielt dabei von W. mehrere Messerschläge, während seine Schwiegermutter in schmähscher Weise von ihm beleidigt wurde. Wegen gefährlicher Körperverletzung und Beleidigung erhält W. von der Strafkammer 2 Monate 3 Tage Zuchthaus.

* In der Strafkammerverhandlung gegen Knigge und Eder — zwei junge, zu Gefängnis verurtheilte Herren, kam eine Dame in Betracht, die im Bericht als „Straßenbirne“ bezeichnet war. Die betr. Dame, welche sich in Begleitung der Weiden befand, war — so teilt man uns mit — keine Straßenbirne, sondern die Anwesende eines Reparaturslokals.

Standesamt Dohheim.

Geboren: Am 5. September dem Gemeindefretär
Frig Müller e. L., Marie Rut. — 6. September dem Schloß-
fer August Augelladt e. S., Adolf. — 6. September dem
Länder August Ludwig Roth e. S., Karl. — 10. September
dem Landmann Friedrich Adolf Wintermeyer e. S., Karl.

Aufgehoben: 4. September der Fuhrunternehmer Reinhold Julius Würfel zu Wiesbaden mit Luise Ottilie Sixt zu Dohheim. — 11. September der Vierfahrer Georg Korn zu Niebrich mit Hans Alara Wohlfahrt zu Dohheim.

Verheirathet: 7. September der Ziegler Georg
Prebs mit Luise Wilhelmine Martin. — 14. September der
Auermann Philipp Karl Ohlemacher mit Amalie Luise
Schlosser.

Verstorben: 8. September der Tagelöhner Friedrich
Heinrich Meier, 61 J. alt.

Berliner Börse, 17. September 1907.

[illegible]

Der Landwirt.

Wochen-Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 29.

Wiesbaden, den 19. September 1907.

22. Jahrgang.

(Nachdruck verboten.)

Meerrettich.

Von J. Kempgens, Duisburg.

In den Pflanzen, welche unkultiviert recht unangenehm sich bemerkbar machen können, aber bei entsprechender Kultur ansehnliche, gut rentierende Früchte zeitigen, gehört der Meerrettich. Als ausdauerndes Unkraut mit erschrecklicher Vermehrungsfähigkeit kommt er wohl in schwerem, schlecht durchlüftetem und feuchtem Boden vor. Sein Vorkommen fordert aber auch zu energischer Bekämpfung auf, was wohl am erfolgreichsten durch Erstickung geschieht, indem wir Pflanzen aufbringen, die starken Schatten vertragen. Man kann ihm allerdings auch auf andere Weise zuleibe rücken. Dann werfen wir einen tiefen Graben auf, legen die Erde in denselben fortlaufend um und legen dabei die Wurzeln heraus.

Der kultivierte Meerrettich ist nun keineswegs zu verachten. Die Pflanze mit ihrem sehr starken, eigenartigen scharfen und dabei doch nicht unangenehmen Geschmack wird auf dem Markt gern gekauft. Seine Kultur kann nur empfohlen werden, um so eher, als auch der vom Markt entfernte liegende Gärtner wegen der guten Transportfähigkeit an den Abnehmer in großen Mengen kann. Die Besucher der Düsseldorf-Gartenbau-Ausstellung werden sich gewiß noch der ausgezeichneten Hamburger Röhrlinge erinnern, welche in den Originalisten ein beachtliches Zeugnis von dem hohen dortigen Kulturstande ablegten. Bei der Kultur ist Selbstgebrauch und Markterwertung wohl von einander zu trennen. Für den Selbstgebrauch ist jeder nahegelegene Boden, der nur ja nicht in der Mitte des Gartens zu wählen ist, geeignet. In dem Falle spielt der Ertrag auch keine ausschlaggebende Rolle, man will gern bei Bedarf denselben rasch zur Hand haben. Die Markterzeugung dagegen bedingt mit der Rentabilität als dem bestimmenden Faktor. In dem Falle genügt nicht mehr jeder nahegelegene Boden. Derselbe muß vielmehr sehr gut, tief kultiviert und mild sein. Er muß gegen 60 Zentimeter tief rigold und kräftig mit Dünger und Jauche bearbeitet werden. Unser Ziel muß auf Gewinnung von guten, brauchbaren Stangen oder Wurzeln im ersten Jahre gerichtet sein. Das setzt von selbst einen guten, sehr nährhaften Boden voraus. Die Beschaffenheit des Bodens ist von erheblichem Einfluß auf die Gestaltung des Wuchstums. Bei weichen Pflanzen können wir eine so augenfällige Wechselwirkung zwischen Boden- und Wuchstumserscheinungen wahrnehmen. Fester, magerer Boden zeitigt holzige und beißige, frisch gebüngter rofige und nasser schwache Wurzeln.

Die Anpflanzung geschieht durch Wurzelstücke. Wer schon Meerrettich hat, braucht demnach nur die vorhandenen Wurzeln auszuheben, im andern Falle muß er Söhlunge beziehen, wobei er darauf zu achten hat, daß es Wurzeln von in gutem Boden kultivierten Pflanzen guter Sorten sind. Selbstverständlich müssen sie vollkommen fehlerfrei, besonders frei von Koll sein. Die zu pflanzenden Söhlunge müssen vorher von sämtlichen Nebenwurzeln befreit werden, da alle Wurzeln befeuchtet sind, Triebe und Blätter zu bilden. Zur Befestigung der Nebenwurzeln werden die Söhlunge vorher tüchtig abgerieben, bis sie glatt sind. Je härter und länger dieselben sind, desto gesicherter ist der Erfolg.

Die Pflanzung erfolgt im zeitigen Frühjahr. Das dazu bestimmte Land muß schon im Herbst vorbereitet, also rigold und gebüngt worden sein. Vor dem Einsetzen der Wurzeln wird es dann nochmals umgegraben und geglättet. Die Pflanzung erfolgt reihenweise auf Beete von etwa 1,50 Meter Breite. Jedes Beet kann 3 Reihen erhalten, welche vorher zu markieren sind. Der Abstand in den Reihen betrage etwa 30–40 Ztm. Ein engeres Pflanzen könnte nur auf Kosten der Ertragsfähigkeit vorgenommen werden. Dichter Stand und hoher Ertrag sind nicht gut in Einklang zu bringen. Sollen kräftige Wurzeln zur Ernte sich bilden, dann müssen sie auch ein entsprechendes Nahrungsfeld haben. Es ist hier derselbe Gesichtspunkt maßgebend, wie auch beim Spargel.

Die Söhlunge werden nicht senkrecht nach unten gepflanzt, sondern schräg und zwar mit dem Kopfende nach Süden. Als Kopfende ist das dickere Ende zu betrachten. Sollte ein solches fehlen, so pflanzt man am besten wagrecht. Ein Mann kann das Pflanzen nicht gut vornehmen. Mindestens müssen zwei Personen dabei sich helfen, wovon die eine die tiefen Söhlunge macht und die andere sofort die bereit gehaltene Wurzel hineinlegt. Derselbe muß wenigstens 3–5 Ztm. noch unter der Erde zu liegen kommen. Dabei ist ein Angießen recht ratsam, damit die Erde fest an die Pflanze sich anlegt. Zum Angießen kann Wasser oder noch besser verdünnte Jauche genommen werden. Nach oben bildet sich nach einiger Zeit ein Blätterkops und am anderen Ende erscheinen die Wurzeln. Unser Bestreben geht nun dahin, einerseits die Hauptwurzel recht kräftig werden zu lassen, andererseits sie von Seitenwurzeln frei zu halten. Seitenwurzeln schwächen die Hauptwurzel in ihrer Entwicklung. Ein Stehenlassen ersterer ist nur dann zu empfehlen, wenn man erst im zweiten Jahre zu ernten gedenkt. In diesem Zeitraum kann sich dann die Hauptwurzel genügend ausbilden und die Seitenwurzeln finden auf dem Markt auch ausbilden, allerdings zu niedrigeren Preisen. Wer aber im ersten Jahre ernten will, muß die Hauptwurzel ein paar mal bei feuchter Witterung freilegen und dann die Seitenwurzeln entfernen. Natürlich bleiben die Endwurzeln zur Nahrungsaufnahme unberührt. Bis zum Herbst sind die Stangen erntefähig, sie werden herausgenommen und eingeschlagen. Die Endwurzeln können als neue Pflanzen Verwendung finden.

Ob ein- oder zweijährige Beete zu bevorzugen sind, richtet sich viel nach den Abgabeverhältnissen. Im allgemeinen kann man einjährigen den Vorzug geben, eine umfangreiche Anlage weist dagegen bei zweijähriger Kultur eine bequemere Ernte auf.

Landwirtschaft.

— Maiskolben und Maisstroh als Futtermittel. Bei zu erwartendem Futtermangel dürfte es geraten sein, auf die Maiskolben und das Maisstroh als Ersatz für mangelndes Heu zu-

zukommen. Maiskolben und Maisstroh werden seitens unserer Landwirte meist nur in seltenen Fällen zur Verfütterung verwendet, vielmehr fast ausnahmslos verbrannt, obwohl sie in der kleinste (gerodgemahlene) Zustände sich ihrer Zusammenlegung nach recht wohl zur Verfütterung eignen und in den Fällen der Verwendung hierzu sich auch erfahrungsgemäß als geeignet erwiesen haben. Die Kolben von reifem Mais enthalten nämlich etwa 2 Prozent Protein, 0,6 Prozent Fett, 55 Prozent stickstofffreie Extraktstoffe und 33 Prozent Rohfaser; das Maisstroh etwa 5–6 Prozent Protein, 1,5 Prozent Fett, 50 Prozent stickstofffreie Extraktstoffe und 24 Prozent Rohfaser. Es bilden beide also ein höchst nährstoffreiches Futtermittel, das man dort, wo es zu haben ist, nicht achtlos bei Seite werfen sollte.

Weinbau und Kellerwirtschaft.

— Die Gärtemperatur darf unter keinen Umständen eine zu hohe sein. In warmer Vergärung gibt stumpfe, frühzeitig tote Weine. Ebenfalls darf die Gärtemperatur eine zu niedrige sein. Ist die Temperatur zu niedrig, so erzielen wir unvollkommene Weine; die Gärung ist dann eine langsame und schleppende. Die allgemein richtige Gärtemperatur ist 15 Grad Celsius. Die Auffassung, daß leichtere Weine bei etwa 16–20 Grad Celsius, schwere etwa 14–18 Grad Celsius vergären sollen, ist eine nicht richtige.

— Versäuernde Säuer dürfen zunächst nicht heiß ausgebrütet werden. Man brüht nach Öffnung des Hahnhähns oder Bodens den Schimmel zuerst mit kaltem Wasser pflüchlich heraus und behandelt hernach das Faß mit verdünnter Schwefelsäure oder Wasserdampf. Wollte man zuerst heißes Wasser oder Dampf verwenden, so würde der Schimmelgeschmack im ganzen Faß verbreitet und im Holze sich festsetzen. Zur Feststellung des Schimmels in einem Faße genügt eine feine Nadel, besser und sicherer ist es aber, das Faß im Innern genau mit Licht zu untersuchen. Der Umstand, daß in einem Faß keine Schwefelsäure mehr brennt, trägt, sobald wenig Schimmel vorhanden, aber wenn das Faß wegen Unachtsamkeit im trockenen Keller Luft bekommen hat. Die Schwefelsäure brennt dann doch, obgleich Schimmel im Faß ist.

— Um zu ermitteln, ob der Wein die nötige Reife hat, verfährt man am besten auf folgende Weise: Man füllt eine Flasche nicht ganz voll, schüttelt den Wein kräftig, verkorkt sodann die Flasche nur leicht und läßt dieselbe mehrere Tage bei einer Temperatur von etwa 14 Grad Reaumur ruhig stehen. Bleibt der Wein klar und zeigt er keine Trübungen, so kann derselbe ohne weiteres auf Flaschen gegossen werden. Manche Weine sind schon im zweiten Jahre, andere wieder erst nach vier bis fünf Jahren Flaschenreif.

Viehzucht.

— Der Stall der Schweine muß trocken gelegen, gegen raube Winde geschützt und mit einzelnen Abteilungen für die Altklassen und Geschlechter versehen sein. Man rechnet für ein Züchterpaar 0,6–1,2, für einen Zuchtstier 3,4–4,8 Quadratmeter Stallraum. Der Boden soll fest, am besten asphaltiert, nach einer Seite etwas geneigt und mit Jauchefurrows versehen sein, damit die Jauche abfließen und abgeschwemmt werden kann. Reichliche Einstreu verhilft der Entlüftung, tägliches Ausmisten und gute Ventilation die Luftverbesserung. Die Stalltemperatur soll 12,5–15 Grad betragen. Die ausgewachsenen Schweine werden in den Maststall gebracht, die kleinen Fleischschweinerassen im Alter von 8–10 Monaten, die großen, zu Speckschweinen bestimmten Tiere mit 1½–2 Jahren.

— Die Herbstweide des Milchviehs dauert so lange fort, als dasselbe genügende Nahrung findet, was von der Günstigkeit des Wetters abhängt, da bei trockenem Wetter der Nachwuchs kein entsprechender ist, und die ersten starken Nachfröste den Pflanzenwuchs zerstören. Man hüte sich aber sehr, das Vieh auf solche bereits weiche Weiden zu lassen, da die Folge hiervon häufig Blähungen und Verwerfungen sind. Bei der Stallfütterung bilden Futtermais, Stoppelfrüchte und Runkelrübenblätter, die aber nie ohne Zugabe von Darrfutter gegeben werden sollten, gewöhnlich das letzte Grünfutter, und ist von diesen allmählich der Übergang zur Winterfütterung einzuleiten. Bei solcher ist namentlich zu beobachten, daß die Menge und die Güte des Futters eine möglichst gleiche bleibe und daß das Winterfutter vom Vieh mit gleicher Begierde wie das Sommerfutter verzehrt werde, denn davon hängt es ab, ob das Milchvieh den bisherigen Milcherttrag ungeschmälert fortgibt oder nicht.

Geflügelzucht.

— Zur Verbesserung des Geflügelstandes ist jetzt die beste Zeit. Die rationellen Geflügelzüchter und die Hühnerhöfe suchen vor Eintritt des Winters den Geflügelbestand zu verringern, wodurch jedem Landwirt Gelegenheit gegeben wird, gute Stämme preiswert zu erwerben. Mögen recht viele Landwirte diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, denn Zehung unserer Geflügelzucht ist sehr erforderlich.

— In welcher Zeit brauchen die Tauben mehr Futter? Tauben muß man mehr Nahrung geben, so lange sie ihre Jungen füttern. Man gebe indessen nicht mehr auf einmal, als die Tiere fogleich verzehren können. Körnerreste werden von anderen Vögeln weggefressen und Ueberbleibsel von Weichfutter verderben leicht und sind dann den Tieren schädlich.

Tauben, welche ausfliegen, werden am besten auf dem Dache gefüttert, weil dann das Futter reiner erhalten werden kann. Mögen die Tauben im Schlag gefüttert werden, so sorge man unbedingt dafür, daß das Futter nicht mit den Exkrementen sich vermischen kann.

— Die Vogelmilch ist ein winziges, eiförmiges, hinten breiteres, platt gedrücktes Geschöpf, anfangs weiß, dann braunrot. Das Männchen ist 0,6 bis 0,8 Millimeter, das Weibchen 0,8 Millimeter bis 1 Millimeter. Es fliegt über Tag meistens in Ästen und Spalten der Nistkäse, Sitzstangen und auch in den Federn des Vogels versteckt, läuft nachts lebendig umher, um dann die Vögel anzugehen und ihr Blut zu saugen. Um sie zu

vertreiben, bespinnt man alle nackten Stellen, insbesondere am Hinterkopf, Schultern und wo der Vogel sonst mit dem Schnabel nicht hinlangt, mit Insektenpulver-Tinktur, am nächsten Tage mit verdünntem Glycerin, gewährt ihm nach zwei Tagen, wenn es recht warm im Zimmer ist, Badewasser, schlägt drei bis vier Tage über und beginnt die Kur von neuem. Im schlimmsten Falle muß man das Verfahren wiederholen. Vor allem aber müssen Nistkäse mit Sitzstangen und sogar der Ort, wo er gehalten, also an der Wand, auf einem Spind usw. mit heißem Seifenwasser gereinigt, gewaschen und abgetrocknet und wenn dies nicht tunlich, die betreffenden Stellen eingestrichen, darauf abgerieben und mit Insektenpulver-Tinktur bespinnt und neu gefast oder tapeziert werden.

Bienenzucht.

— Die Strohmatten sind das beste Hilfsmittel zu einer guten, gesunden Durchwinterung. Erfahrene Imker raten deshalb auch, anstatt, wie es gewöhnlich gemacht wird, bei der Einwinterung der Bienen die dritte Etage mit Deckbretchen abzuschließen und den Ueberraum mit Heu, Laub, Säcken, Moos usw. auszufüllen, bloß das oberste und hinterste Deckbrettchen liegen zu lassen und eine gut anschließende Strohmatten aufzulegen. Desgleichen empfehlen sie, das Glasfenster zu entfernen und an seine Stelle eine gleiche Strohmatten einzufügen, eine weitere Ausstopfung aber zu unterlassen. Wir können dem nur beipflichten, denn wie die Praxis gelehrt hat, wird durch die Strohmatten der Wasserdampf abgeleitet und die Bienen haben stets gesunde, frische Luft. Versäuernde Waben, kranke Waben, Luftnot und verdorbener Honig werden durch Anwendung von Strohmatten fast zur Unmöglichkeit gemacht. Die Matten müssen jedoch so locker gepreßt werden, daß die Halme nicht gedrückt werden; würden dieselben gedrückt und dadurch die darin eingeschlossene Luft herausgedrückt, so wäre die Matte nicht durchlässig für die frische Luft, würde die von außen eindringende Kälte nicht genügend abhalten und hätte in Bezug auf Wärmeerhaltung nichts oder wenig vor dem Holze voraus.

Verkehr, Handel und Gewerbe.

Kurzer Getreidewochenbericht

der Preisberichtsstelle des Deutschen Landwirtschaftsrats vom 10. bis 16. September 1907.

Der Umstand, daß die zu Anfang der Berichtswche eingetretene schöne Witterung die Aussichten der Kartoffelernte in weniger ungünstigem Licht erscheinen ließ, übte zunächst einen stark verunsichernden Einfluß auf den Getreidemarkt aus. Natürlich kann von einer Besserung nur dort die Rede sein, wo die Ernte durch das vielfach vorkommende Faulen der Knollen nicht bereits uneinbringlichen Schäden erleidet; nur mit dieser Einschränkung wird man sich der günstigeren Auffassung anschließen können. Die gleichzeitig auf eine Vermehrung des inländischen Angebots gerichteten Hoffnungen haben sich jedoch nur in bescheidenem Maße erfüllt, weil die durch die Verzögerung der Ernte im Ausland gebliebenen Bestellungsarbeiten vorerst die meisten Arbeitskräfte in Anspruch nehmen. Allerdings konnte dem Druck in der letzten Zeit etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, aber es war dies meist dort der Fall, wo feucht eingebrachtes Getreide der schleunigen Verarbeitung auf dem Boden bedurfte. Damit stimmen auch die zahlreichen Klagen über die zu Markt gebrachten Qualitäten überein, und sofern sich bei Vermehrung der Ware Schwierigkeiten ergaben, waren es meist auch qualitative Bedenken, die den Preisrückgang noch verschärften. Unter Weizen fand zu den ermäßigten Preisen bereitwillige Aufnahme. Die amerikanischen Preisforderungen vermochten die zeitweise 9–12 Mark betragenden Berliner Rückgänge nur vorübergehend zu beeinflussen, vielmehr brachte die neuerliche Erhöhung der ausländischen Offerten im Zusammenhang mit der ungünstigeren Beurteilung der amerikanischen Frühjahrsernte und eine Schätzung, die für Russland gegenüber dem Vorjahre einen Winterertrag von 1,8 Mill. T. Weizen in Aussicht stellt, die rückläufige Bewegung zum Stillstand. Den gleichen Erfolg hatten bei Roggen fortgesetzte Rückläufe seitens russischer Firmen. Auch findet das leistungswegs bringliche Inlands-Angebot in den teuren und spärlichen Offerten Russlands keine ernste Konkurrenz, bei den Mählern dagegen lebhaftere Nachfrage. Unter der festeren Stimmung der letzten Tage konnten Roggenstermine ihren vorwärtigen Stand bis auf 1½ A. wieder erreichen. Auch für Hafer konnte zuletzt eine Erholung durchgreifen, da Abgeber unter Hinweis auf von England vorliegende Nachfrage in ihren Forderungen weniger nachgiebig waren. Braugerste wurde in seinen Qualitäten zu letzten Preisen mehrfach umgelegt. Futtergerste wurde von Russland nur vorübergehend billiger angeboten. Das Maisangebot bleibt knapp und teuer.

Es stellen sich die Getreidepreise am letzten Markttage in Mark pro 1000 kg. je nach Qualität, wobei das Mehr (+) bezw. Weniger (–) gegenüber der Vorwoche in Klammern () beigefügt ist, wie folgt:

	Weizen	Roggen	Hafer
Königsberg	230 (+ 230)	194 (+ 193)	165 (+ 170)
Danzig	216 (+ 216)	192 (193½)	170 (+ 165)
Stettin	215 (+ 214)	193½ (+ 193)	171 (+ 172)
Breslau	228 (+ 226)	198 (+ 193)	171 (+ 174)
Frankfurt	233 (+ 233)	199 (+ 199)	182 (+ 182)
Berlin	235 (+ 238)	201 (+ 201)	185 (+ 185)
Magdeburg	230 (+ 230)	201 (+ 200)	182 (+ 185)
Bayern	218 (+ 225)	200 (+ 205)	165 (+ 165)
Leipzig	216 (+ 221)	206 (+ 207)	175 (+ 177)
Hamburg	220 (+ 220)	198 (+ 200)	— (—)
Düsseldorf	225 (+ 220)	203 (+ 203)	190 (+ 190)
Frankfurt	225 (+ 230)	206 (207½)	185 (+ 185)
Karlsruhe	231 (+ 233)	210 (+ 211)	191 (+ 191)
Strasbourg	237½ (+ 230)	210 (207½)	200 (+ 200)
München	234 (+ 234)	198 (+ 198)	194 (+ 194)

Karl Schipper, Hofphotograph, Rheinstr. 31.
Erstklassige Arbeiten. — Mässige Preise. 5668



Nr. 219.

Donnerstag, den 19. September 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Nun, mir ist ein Solider lieber,“ gab der andere zurück. „Besser, weniger sicher haben, als viel unsicher. Aber natürlich, solch jungen Springinsfeld, wie Du, dem gefällt das. Wächstest wohl lieber mit dem Herrn Baron zu den Rennen und dort mit Betten und Deine erwarteten Groschen anbringen, als hier auf dem Hofe bleiben, wo es still und anständig hergeht?“

„Nun, und wenn ichs wollte? Du wirst mich davon nicht abhalten!“ Er ging, die Hände in den Hosentaschen, mit einem leeren Aussehen in den Stall zurück an seine Arbeit, das Puyen des Riemenzeugs.

„Ist auch nichts an Dir verloren,“ brummte der Kutscher ihm nach. „Kriegen alle Tage einen besseren, bist solchen guten Herrn, wie den Herrn Baron hier, gar nicht wert.“

Bruno ritt währenddessen am Hause des Amtmanns vorüber, die Dorfstraße entlang, an der zu beiden Seiten die kleinen, aber wohlgehaltenen Häuschen der Bauern und Tagelöhner standen, manche mit weißen Vorhängen und blühenden Blumen vor den Fenstern, einem Gärtchen vor der Tür, schmuck und einladend, ein Zeichen, daß hier immer eine gute Herrschaft gewaltet hatte und eine gewisse Wohlhabenheit herrschte. Bruno hat mit dem Amtmann Wese alle diese Leute, die ihn mit Ehrensporen und wehenden Fahnen empfangen hatten, besucht. Hier und da war man ihn mit Bitten angegangen, wo zu viel Kindersegen das Brot knapp machte oder Alter und Krankheit die Arbeitskraft minderten. Wese hatte ihm die Würdigsten genannt; denn wie überall, gab es auch hier Fauler, Nichtstuer und Trinker, denen es nicht zum besten ging. Dort wohnte denn auch Glend und Unzufriedenheit. Bruno aber hatte auch diese Häuser betreten, um zu sehen, ob nicht doch etwas zu ändern und bessern wäre. Ramentlich schlecht stand es mit der Familie Schulz, eines jüngeren Mannes, der ein Gewohnheitsrinker war und seine arme schwache Frau, die eine Anzahl kleine Kinder befaß, in rohester Weise mißhandelte. Das arme Weib sah wie ein Schatten aus, so bleich, versallen, und doch arbeitete sie unerbrossen, um für die Kinder, um die der Vater sich nicht kümmerte, das tägliche Brot zu verdienen. Das Häuschen, in dem sie wohnte, war eins der letzten des Dorfes, nicht weit davon begann der Wald, an dessen Rande ein schmuckes Forsthaus stand, wo der Förster Brandt, auch ein Altbienfester des verstorbenen Barons, mit seiner kranken Frau hauste.

Das Forsthaus war heute das Ziel Brunos. Er wollte mit dem alten Förster wegen der Ausschmückung der vom Bahnhof nach dem Schlosse führenden Straße für den Sonntag sprechen und ihn zugleich die Weisung geben, die Frau Schulz zum Winden der Quirlen vor den anderen Tagelöhnern zu berücksichtigen, da ihr Mann, wie ihm der Amtmann gellagt hatte, schon wieder in der Trinkperiode sich befand, wo er von seinem Verdienst keinen Pfennig nach Hause brachte. Zu seiner Verwunderung sah er einen Einspänner vor dem Schulz'schen Hause halten, vor dem sich dürrig gelleidete Kinder tummelten, während die niedere Tür offen stand, und einen Einblick in den weiß getünchten schmalen Flur gewährte. Am Fenster in der Stube

sah er ein halb wüchsiges Mädchen, die Schürze vor den Augen, wie es schien, bitterlich weinend. Bruno winkte einen der größeren Jungen heran, der vor ihm die Mühe von dem strohgelben Haar zog, und fragte: „Warum weinst denn Eure Schwester?“

„Ach, der Mutter geht's so schlecht, Vater hat sie gestern ganz zer schlagen.“

„Glender Kerl,“ grölte Bruno innerlich, dem Jungen die Bügel zuwerfend. Er befahl, ihm das Pferd zu halten, er wolle selbst nachsehen.

„Der Doktor aus Frauenstein ist drin,“ sagte er Junge. „Die Frau Baronin hat ihn hergeschickt. Sie ist auch drin und auch das Fräulein.“

„Welches Fräulein?“

„Nun des Herrn Amtmanns Tochter.“

Bruno schritt rasch dem Hause zu. Er wußte es schon von Weite, daß Editha ihre Wohltaten bis nach Schönwalde ausdehnte. Noch war er ihr jedoch auf ihren Samaritergängen nicht begegnet. Um so freudiger begrüßte er jetzt die Gelegenheit, mit ihr das Wohl der unglücklichen Familie, die auch ihm so viel Sorge bereitete, zu beraten. Ein eigenartiges Bild bot sich ihm, als er unbeachtet, denn alles war um das Bett der kranken Frau beschäftigt, welcher der Arzt eben einen Verband anlegte, die niedere Tür aufstieg.

Gertrud Wese stand am Kopfenende des Bettes und hob den Oberkörper der Kranken, die an der Schulter verletzt zu sein schien, während Editha mit dem ihr eigenen, mild traurigen Ausdruck sich über sie beugte, um dem Arzt beim Anlegen des Verbandes zu helfen. Dabei hörte er ihre weiche Stimme sanft und tröstend der Verletzten zusprechen. „Es wird ja bald besser werden. Nur Geduld, Dörte, nur Geduld!“

„O, mein Gott!“ jammerte die Frau. „Er läßt ja doch nicht vom Trinken, der Friß. Ach, meine Kinder, meine armen Kinder! Was wird aus ihnen werden, wenn ich nicht mehr arbeiten kann.“

„Du wirst nicht verlassen sein, Dörte,“ suchte Editha sie zu beruhigen. „Auch wenn ich fort bin, wird Gertrud Wese hier meine Stelle vertreten. Und Euer neuer Herr verläßt Dich gewiß auch nicht. Er hat ein Herz für die Armen, das weiß ich.“

„Ja, ja, das habe ich schon gehört, und er war ja auch schon hier,“ fuhr die Frau fort. „Aber, was kann er tun? O, es ist ein Elend, ein Elend.“

Jetzt trat Bruno dem Lager näher. „Ich danke Ihnen, liebe Schwägerin,“ sagte er zu dieser, die angenehm überrascht zu ihm auf sah, „daß Sie die Frau an mich wiesen, der von rechts wegen für sie zu sorgen und sie zu schützen hat.“

„Ich hatte Gertrud schon gebeten,“ erwiderte sie freundlich, „einmal Rücksprache mit Ihnen wegen dieser Aermsten hier zu nehmen. Wie gut, daß es nun der Zufall so fügt, daß wir uns an dem Schmerzenslager der unglücklichen Frau treffen. Vielleicht geleiten Sie mich ein Stück Weges zum Förster, dessen kranke Frau ich eben besuchte, und wo mein kleiner Günther mit der Bonne und mein Wagen auf mich warten.“

„Das trifft sich gut,“ entgegnete Bruno, durch die Aussicht, mit Editha zusammen für das Wohl seiner Armen und Leidenden wirken zu können, aufs angenehmste berührt. „Auch ich wollte zum Forsthaufe, um mit dem braven Brandt etwas zu besprechen.“

„So bitte ich nur noch um einen Augenblick Geduld, ich werde sogleich bereit sein.“

Sie traf noch einige Anordnungen mit Gertrud Wese, die mit der Tochter um die Leidende beschäftigt war, während Bruno mit dem Arzt Rücksprache nahm und dann, nachdem er eine Summe Geldes zur Pflege auf den Tisch gelegt hatte, in seiner Begleitung das Haus verließ. Ich hoffe, die Frau wird bald wieder aufkommen,“ meinte der Arzt. „Glücklicherweise ist nichts gebrochen, doch scheint es mir notwendig, den Mann wenigstens für einige Zeit aus dem Hause zu entfernen, damit die Frau Zeit hat, sich zu erholen. Ich sprach schon darüber mit der Frau Baronin, die ganz meiner Meinung ist.“

„Aber wie, — wie sollte das möglich sein?“ fragte Bruno. „Man kann dem Manne nicht verbieten, seine Wohnung zu betreten.“

„Das nicht, aber die Frau Baronin hatte eine Idee, die sie Ihnen mitteilen wird. Mich ruft leider die Pflicht fort. Mit dem alten Pastor in Frauenstein steht es schlecht, eben kam ein Bote hierher mir nach. Aber wenn der Herr Baron gestatten, spreche ich in den nächsten Tagen einmal in Schönwalde vor.“

„Ich bitte darum,“ entgegnete Bruno höflich, um sich dann zurückzuwenden und Editha entgegenzugehen, die eben aus dem Hause trat. „Ich bin bereit,“ sagte sie freundlich, den Fußweg neben der Landstraße einschlagend.

Bruno nahm den Zügel, der das unruhig gewordene Pferd nicht ohne heimlichen Stolz auf und nieder führte, den Bügel ab, und es durch sanftes Streicheln zu stillerer Gangart bringend, schritt er an ihrer Seite hin.

„Der Doktor hat Ihnen gesagt?“ begann sie sogleich.

„Daß Sie den elenden Menschen für einige Zeit von seinem gequälten Weibe zu entfernen wünschen,“ fiel er ihr beistimmend ins Wort. „Ich bin ganz Ihrer Ansicht und werde sehen, den Schulz auf dem Vorwerk zu beschäftigen, wo ein tüchtiger und strenger Inspektor, und die Entfernung weit genug ist, um ihn von seinem Hause vorläufig wenigstens fern zu halten.“

„Freilich nur ein Surrogat für ein schweres, unheilvolles Leiden,“ sagte sie, und etwas wie Bitterkeit klang durch ihre Stimme, die ihn schmerzlich traf. „Das Leiden einer unglücklichen, durch ungezügelte Leidenschaften zerstörten Ehe.“

„Besonders, wenn diese Leidenschaften sich zur Brutalität steigern, die dann zu Mißhandlungen an dem unschuldigen Weibe ausartet.“

„Halten Sie wirklich jene Mißhandlungen, die die arme Frau hat aushalten müssen, für das Schlimmste, das sie betroffen hat, Bruno? Mich dünkt, bitterer ist es selbst für diese zerdrückte Seele, den Mann, den sie geliebt hat, den Vater ihrer Kinder, rettungslos dem Untergang entgegengehen zu sehen!“

Wie dunkel der Ton ihrer Stimme dabei klang, wie schmerz-durchzittert. Ist es der Nachklang selbsterfahrenen Leides, ging es Bruno durch den Sinn, das der edlen Frau dieses tiefe Mitgefühl mit jenem armen geprüften Weibe einflößt?

Sie bemerkte, was in ihm vorging, und den Eindruck zu verwischen suchend, den ihre, von der Bitterkeit der eigenen Erfahrungen verhärteten Worte auf ihn gemacht hatten, lenkte sie plötzlich das Gespräch auf etwas Anderes, empfahl einige Arme Schönwaldes seiner Aufmerksamkeit und kam dann auf die Reise, die sie vorhabe.

„Wohin gehen Sie zunächst?“ fragte er.

„In das oberbayerische Gebirge. Alta hat mir eine so anziehende Beschreibung von der Schönheit und Einsamkeit jener Gegenden gemacht.“

„Suchen Sie die Einsamkeit?“ Ich glaubte, auch in Frauenstein lebten Sie einsam genug.“

„Ich werde die Einsamkeit des Gebirges mit meinem Manne teilen. Hier in Frauenstein rufen ihn seine Geschäfte, seine kameradschaftlichen Verbindungen oft von meiner Seite. Dort werde ich ihn mehr besitzen.“

Es ging dabei wie ein Hoffnungs-Schimmer über ihr bleiches Gesicht, was Bruno tief bewegte. Ach, daß ihre Erwartungen sich erfüllten, daß Dietrich wirklich die Liebe zu der Lebensgefährtin wiederfände, ohne die kein Glück, kein Friede möglich ist! Er freilich, vermochte diese Hoffnung kaum zu teilen. Nach allem, was er von Dietrich gehört hatte, schien ihm solche Umkehr, wie Editha sie ersahnte, außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen.

Vor dem Forsthaufe spielte der kleine Gänther mit der Bonne. Der alte Förster schnitt ihm Pfeifen aus Weichselrohr. Unter den Bäumen stand der offene Jagdwagen, den Editha benutzte hatte.

„Der Kleine wurde ungebildig,“ sagte der Förster, nachdem er die Ankommende begrüßt hatte. „Da mußte man schon für seine Unterhaltung sorgen.“

Editha faßte den blondblodigen Knaben bei der Hand und führte ihn Bruno zu. „Sage dem Onkel guten Tag und reiche ihm die Hand.“

Der Kleine tat, wie die Mutter ihm geheißen hatte. Bruno nahm ihn, innerlich bewegt, auf den Arm und küßte ihn. „Ein verziger Knabe.“

„Mein Glück und meine Hoffnung für die Zukunft,“ sagte sie, während ihr Auge mit strahlender Bärtlichkeit sich in das fröhliche Kinderantlitz versenkte.

Noch einmal ging sie zu der Försterin hinein, die schon seit Monaten das Bett hütete. Dann, nachdem sie von der Kranken, der ihr Besuch stets wie ein Sonnenstrahl erschien, der ihr dunkles Leben für Momente verklärte, Abschied genommen hatte, schritt sie, den Kleinen an der Hand, dem Wagen zu. Bruno half ihr beim Einsteigen. „Auf Wiedersehen,“ sagte sie, ihm noch einmal die Hand reichend. „Sie bleiben in Schönwalde?“

„Den Sommer über, ja.“

„Und wann heiraten Sie?“

„Wahrscheinlich zum Winter.“

„Für das nächste Jahr darf ich also hoffen, daß Ihre junge Frau an der Sorge für meine Schönwalder Pfleglinge sich beteiligen wird. Grüßen Sie Ihre Braut und sagen Sie ihr, daß ich mich darauf freue.“

Wie lieb und gütig das klang! Ein dankerfüllter Blick aus Bruno's Augen traf sie. Lange sah er dem davonfahrenden Wagen nach. Editha's Helferin! Welch ein Glück für Ellen, von einer so gütigen Seele in die Pflichten ihres Berufs als Gutsdame eingeführt zu werden! Aber würde seine Braut diese edle Seele so verstehen, wie er es hoffte und wünschte? Er fand kein volles freudiges Ja auf diese Frage. Wieviel fehlte Ellen noch, um einer Editha ähnlich zu werden! Erst des Försters höfliche Frage, womit er dem Herrn Baron dienen könne, entriß ihn seinen Gedanken. Rasch wurde alles Nötige besprochen. Dann schwang sich Bruno wieder aufs Pferd, um nach dem Vorwerk zu reiten und dort der mit Editha besprochenen Mission nachzukommen.

Förster und Gärtner hatten ihre Schuldigkeit getan, Schönwalde war würdig geschmückt, die künftige Herrin zu empfangen. Am Abend vorher schon war alles fertig, und als Bruno mit der Rätin, vom Bahnhof kommend, die Feststraße durchfuhr, konnte sie ihm ihre Freude über das gute Gelingen ausdrücken. Besonders der Park, durch den ein breiter, schön angelegter Weg bis zum Schloß führte, war mit Blumengewinden, die von Baum zu Baum sich zogen, heiter geschmückt. Vor dem Schloßthore prangte eine Ehrenpforte mit dem von zarten Rosenknospen zusammengestellten Namen: Ellen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ägypter.

Humoreske von Emil Beschkau.

(Nachdruck verboten.)

Die Ischler Saison hatte ihren Höhepunkt erreicht, und man wußte sich vor Langeweile nicht mehr zu retten. Es lag wie eine Wetterfahne über dem Rodebade der Wiener Gesellschaft, und Meteorologen prophezeiten ein großes Ereignis. Und siehe da — der Dachstein verließ zwar sein altes Logis hinter den Gosauseen nicht, aber dafür kam ein anderer Gast, der nicht weniger Sensation erregte, als es bei dem Besuch des ehrwürdigen Gletscherbesizers der Fall gewesen sein würde. Nur wenige Tage waren seit seiner Ankunft verfloßen, und schon bildete er überall den Gesprächsstoff. Die alten Damen, die in der Reitenbachmühle bei dem berühmten Kaffee saßen und das nicht weniger berühmte Milchbrot verzehrten, berichteten die seltsamsten Märchen über den Fremden, von dessen Vergangenheit man doch nicht mehr wußte, als daß seine Wiege an den Ufern des Nil gestanden. Die weibliche Jugend faßte plötzlich leidenschaftliche Neigung für einsame Spaziergänge, denn man wußte, daß der Ägypter nicht bloß sehr galant gegen das schönere Geschlecht war, daß er sich auch gerne stundenlang in den schönen Zichtenwäldern verlor, welche die das Trauntal umgrenzenden Höhen schmückten.

Weniger erfreut über den neuen Gast war das männliche Geschlecht. Der Ägypter besaß als Orientale schon den Vorzug, besonders interessant zu sein. Ueberdies wurde er als junger, idealschöner Mann geschildert — schlank und kräftig, mit einem von schwarzem Voll-

hart umrahmten blassen Gesicht griechischen Schnittes und Augen von hinreißender Glut. Das stieg den Männern zu Kopfe und mochte wohl auch die Ursache sein, warum sie ihn so ungünstig beurteilten. Man hatte erfahren, daß der Aegyptier täglich auf dem Blumenmarkt eine große Anzahl Buketts kaufte, und die konnte er doch unmöglich einer und derselben Angebeteten verehren. Kein Zweifel, man hatte es mit einem Don Juan zu tun, und Vorsicht war nötig. Wer eine Braut besaß, überwachte sie aufs ängstlichste, und mancher Ehemann beobachtete seine Gattin mit größerer Besorgnis, als ihre Reize rechtfertigten. Väter begannen mit ihren Töchtern viel strenger umzugehen als bisher, und Liebhaber, die vorerst nur das Herz einer Dame erhofften, gerieten in die größtliche Aufregung.

Um diese Zeit sah man eines Tages einen jungen Mann in Gebirgstracht, mit Bergstock und Rucksack ausgerüstet, den Weg von Lausen herabkommen. Es war noch ziemlich früh, und deshalb konnte er unangefochten einen beträchtlichen Teil der Esplanade zurücklegen. Schon hoffte er, auch den Rest glücklich zu übersteigen, als er vom „Café Walter“ her seinen Namen rufen hörte. Zu gleicher Zeit sah er auch schon einen Bekannten herbeieilen, der ihn sofort mit einem Duzend Fragen bestürmte und ihn, als er es ablehnte, an einem der Tischen des Cafés Platz zu nehmen, begleitete.

Das erste, was Fritz v. Hoffmannsau — so hieß der Ankömmling — erfuhr, war natürlich die Geschichte von dem Aegyptier. Er bekam alles zu hören, was zu dem exotischen Gaste in irgend einer Beziehung stand, wurde aber erst gespannt, als der Erzähler unter jenen Damen, gegen die sich der Fremde galant gezeigte, auch Fräulein Laufberger nannte. Er blieb stehen, preßte die Lippen aufeinander und warf einen forschenden Blick auf den Freund.

„Was hast du?“ fragte dieser. „Aber“ — fuhr er dann fort — „du verkehrst ja viel im Laufberger'schen Hause — bist du am Ende ernstlich attachiert?“

Fritz suchte seine Unruhe so gut als möglich zu verbergen und sagte mit erzwungenem Gleichmut: „Allerdings war ich mit Fräulein Rosa befreundet — nichts weiter.“

„Dann Pardon, Fritz! Ich hatte keine Ahnung, sonst hätte ich dich mit dem dummen Geschwätz nicht belästigt.“

„Dummes Geschwätz? Du glaubst also nicht daran? Du kannst mir dein Wort geben.“

„Wie könnte ich.“

„Nun, siehst du! Man schwätzt solche Dinge nicht in den Tag hinein — etwas ist immer daran . . . ich bin unruhig . . . Wie heißt der Aegyptier eigentlich?“

„Sein Name ist mir entfallen. Es ist etwas von einem Heiligen dabei und ein griechischer Ausgang — er soll nämlich griechischer Abkunft sein. Man kann ja in der Kurliste . . .“

„Ja, — die Kurliste, richtig . . . Aber, ich bin zu Hause. Ich danke dir für deine Begleitung, Vorurist. Wo kann ich dich treffen?“

„Ich gehe ins Kasino, um die Zeitungen zu lesen und eine Partie Schach zu spielen . . .“

Fritz hörte die Worte des Freundes nur mit halbem Ohr. Er rief ihm einen flüchtigen Gruß zu, eilte die Treppe empor, fertigte seinen ihm mit hundert Freudenbezeugungen entgegenkommenden Diener mit wenig Worten ab und schloß sich dann in sein Zimmer ein. Hier schritt er, aufs äußerste erregt, ungestüm auf und nieder. Bei seinem lebhaften, zum Jähzorn neigenden Temperament und seiner Leidenschaft für das schöne Mädchen war es kein Wunder, daß er jetzt in dem Gedanken schwelgte, den Aegyptier aufzusuchen und ihn niederzuschlagen wie einen tollen Hund. Aber seine Vernunft opponierte gegen einen solchen Voratz und so gewann er nach und nach wieder so viel Ruhe, daß er sich wenigstens vorher Gewißheit verschaffen wollte, ob der junge Vorurist wahr gesprochen. So beschloß er denn, Rosa aufzusuchen und sie durch seine Fragen so zu verwirren, daß sie sich verraten mußte. Es war jetzt neun Uhr, um welche Zeit die Damen gewöhnlich frühstücken, so daß er es um so mehr wagen konnte, sich zu melden, als er ja von der Reise kam. Er ordnete also in aller Eile seine Toilette und schlug dann den Weg nach her in der Höhe des „Hotel Bauer“ gelegenen Villa ein.

Der Diener ließ ihn einige Minuten auf der geräumigen Veranda, von welcher eine breite Treppe hinab in den Garten führte, warten, dann öffnete er von innen die Türe zum Salon und bat ihn, einzutreten. Gleich darauf erschien Rosa und eilte ihm freudig entgegen. Die Mutter folgte und sagte lächelnd: „Sie sind unermüdlich, lieber Fritz! Nach Ihrem letzten Briefe zu urteilen, müssen Sie ja den heutigen Morgen noch tapfer gewandert sein.“

„Sie haben recht. Aber ich fand keine Ruhe. Ich mußte Sie sofort begrüßen.“

„Darf ich Sie einladen, mit uns zu frühstücken?“

Fritz verbeugte sich dankend und folgte den Damen in das anstoßende Zimmer. Bald hatte sich ein lebhaftes Gespräch entwickelt, wobei Fritz es nicht unterlassen konnte, Rosa aufmerksam zu betrachten, so daß diese scherzend fragte: „Was finden Sie Neues an mir, daß Sie sich so in mein Gesicht vertiefen?“

„Immer Sie,“ erwiderte Fritz mit leichtem Unmut. „Wir duzten uns doch schon ganz schön.“

„Es fällt so schwer,“ bemerkte Rosa verächtlich.

„Und wird sich noch früh genug geben,“ warf Frau Laufberger ein.

Eine kleine Pause entstand. Fritz wurde immer unruhiger. Warum blieb Rosa so kühl? Und wie reizend sie ausah in dem leichten Morgengewande, mit den ungeordnet in die Stirn fallenden Locken, den noch vom Schläfe geröteten Wangen und den feuchten, dunklen Augen! Und daß all diesen Liebreiz ein anderer für sich wünschen konnte — schon dieser Gedanke machte ihn beben. Und wie ruhig, fast lächelnd, saß die Mama da, während sie ihre Semmel mit Butter bestrich! War es ein Wunder, daß er seine Kaffeetasse umstieß, während er nach der Milchkanne griff und diese dann vor Erregung in das Gefäß mit Honig geseht hätte, wäre Rosa nicht hilfsreich beigesprungen? Man lachte, und auch er versuchte zu lachen, aber es ging nicht. Er schenkte sich von neuem Kaffee ein und — nein, er mußte Gewißheit haben. Er richtete seine Augen starr auf Rosa und begann mit feierlicher Stimme: „Da sind mir bei meiner Ankunft gleich sonderbare Sachen zu Ohren gekommen. Gegenwärtig soll ja ein Aegyptier hier sein?“

Fritz war es, als ob ein Freudenschimmer über Rosas Gesicht flöge. Gewiß, kein Zweifel, sie lächelte, und während sie ihm mit unbegreiflicher Redheit ins Gesicht sah, sagte sie: „Ja, der Aegyptier.“

„Sind Sie ihm am Ende auch schon begegnet?“ fiel die Mutter ein.

„Das nicht,“ entgegnete Fritz malitiös, einen Ausbruch seines immer mehr wachsenden Unwillens noch unterdrückend. „Aber man hat mir von ihm erzählt. Er soll ja sehr galant sein und einem Duzend Damen zugleich seine Huldigungen darbringen.“

„Das wird wohl leerer Klatsch sein,“ unterbrach ihn Frau Laufberger in etwas pikiertem Ton; sie fand es sonderbar, daß Fritz, der sonst gute Manieren hatte, in Gegenwart seiner Braut ein solches Gespräch anregte. Fritz aber wurde nun noch argwöhnischer und sagte mit vor Aerger zitternder Stimme:

„Klatsch? Wer weiß! — Was meinst du, Rosa? Ist noch kein Mädchen dem Geliebten untreu geworden?“

Rosa sah mit steigender Verwunderung auf ihren Verlobten. Er hatte offenbar noch nicht alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte, aber der Ton seiner Stimme, der seltsame Blick, mit dem er sie beobachtete, verrieten ihr den Verdacht, der in ihm lebte, und eine flammende Rote schoß jäh über ihre Wangen und ihre Stirn. Sie wandte sich empört ab und sprang rasch auf.

Fritz wußte genug — er hatte sich nicht getäuscht. Warum erst diese Freude bei Nennung des Aegyptiers, dann dieser Argwohn, diese Verwirrung, dieser Zorn? Er schob seinen Stuhl zurück und erhob sich gleichfalls. Mit zitternder Stimme und bitterem Ausdruck rief er dem Mädchen die Worte zu: „Sie können wenigstens noch rot werden, Rosa — ich danke Ihnen.“ — Ein Blick streifte noch die vor Erstaunen kein Wort stehende Mutter, dann eilte er hinaus.

Als er wieder im Freien war, schüttelte es ihn, als wäre er von einem Fieberfrost erfasst. Er blieb einen Augenblick stehen — war denn wirklich alles so gekommen, hatte er wirklich so zu seiner Verlobten gesprochen? Ein tiefes Gefühl der Beschämung kam

Aber ihn, und dies wich erst dem Jörn über den Aegyptier, der ja auch daran schuld war. . . Er mußte sich schlagen mit ihm, ein anderes gab es nicht mehr. . . So eilte er denn rasch nach dem Kasino, um Borussi aufzusuchen, damit dieser die Forderung überbringe.

Er fand den Freund, der ihm auch sofort mitteilte, er habe bereits in der Kurliste nach dem Namen des Fremden geforscht. Er heiße Anastas Christophoros und wohne im „Hotel Elisabeth“. Dann, nachdem Borussi sah, daß jedes Wort der Befestigung vergeblich, versprach er, mit einem anderen jungen Wiener, namens Schittenhelm, zu dem Aegyptier zu gehen und ihn zu fordern. Fritz wurde darüber etwas ruhiger und begab sich dann nach Hause, um seine Anordnungen zu treffen.

Als der alte Franz hörte, sein Herr beabsichtige sich zu schlagen, war er nicht wenig bestürzt. Das Duell mußte um jeden Preis verhindert werden. Aber wie? . . Auch der alte Franz hatte in jungen Jahren erfahren, was Liebe ist, und so dachte er denn sofort an Fräulein Rosa, und statt zum Waffenhändler um Patronen zu gehen, begab er sich in die Villa Laufberger. Er traf Mutter und Tochter im Garten und hatte seine Unglücksbotschaft kaum herausgebracht, als Rosa schon unter strömenden Tränen sich bereit erklärte, Fritz aufzusuchen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Die Mutter blieb besonnener und warnte vor solch einem unklugen Schritt, der überdies ohne Resultat bleiben konnte. Sie war mit dem Bürgermeister befreundet und beschloß, sich an diesen zu wenden. „Das ist der einzige Weg, um solche Dummheiten zu verhindern,“ sagte sie, ihren Unmut über den Vorfall nicht unterdrückend. Dann ließ sie anspannen und in wenigen Minuten brachte sie das Gefährt an ihr Ziel.

Fritz hatte mehrmals begonnen, einen Brief an Rosa zu schreiben, kam aber nie über die ersten Worte hinaus und sprang endlich ungeduldig auf. „Der Mensch könnte auch schon zurück sein,“ sagte er ärgerlich und sah nach der Uhr. Da ertönte die Glocke. „Sollte Borussi schon —?“ In einem Augenblick war er bei der Tür, öffnete und sah zu seiner Verwunderung die wohlbekannte Gestalt des Jshler Amtsbieners vor sich stehen. Derselbe überreichte ihm eine Borladung auf das Bürgermeisterramt, die auf „sofortiges Erscheinen“ lautete, und erklärte, als Fritz sich weigerte, mitzugehen, daß ein löbliches Bürgermeisterramt dann Schritte unternehmen müßte, die dem „Herrn Baron“ gewiß nicht angenehm wären.

„Ja, was wollen Sie denn?“ fragte Fritz, seinen Aerger verbergend.

„Weiß gar nitz, Eu'r Gnaden; Amtsgeheimnis!“ erwiderte Herr Bolberauer würdevoll.

„Nun, dann machen wir wenigstens schnell. — Und du, Franz,“ wandte er sich an den eben zurückkehrenden Diener, „du bleibst zu Hause und sagst den Herren, die kommen werden, ich mußte aufs Bürgermeisterramt und lehre gleich wieder zurück.“

Auf dem Bürgermeisterramt erfuhr Fritz nicht ohne Erstaunen, daß man um sein beabsichtigtes Duell wußte. Der Bürgermeister erklärte, dasselbe nicht zuzulassen und den Vater des Duelllustigen telegraphisch zu benachrichtigen, wenn er nicht freiwillig zurücktrete. Eine heftige Debatte entstand, die erst durch eine Meldung des Amtsbieners unterbrochen wurde. Der Bürgermeister verließ das Zimmer, nicht ohne dem Diener vorher durch einen Wink die Bewachung seines Besuchs aufzutragen, und kehrte nach einigen Minuten mit Borussi, Schittenhelm und einem kleinen dicken Herrn zurück.

Noch ehe Fritz ein Wort sprechen konnte, begann Borussi die Vorstellung. „Mein Freund, Herr Fritz von Hoffmannsau — Herr Anastas Christophoros.“

Fritz sah aufs höchste verwundert nach dem Fremden. Ein Mann, der über die „schönsten Jahre“ längst hinaus war, eine unförmliche Gestalt mit einem aufgebunsenen, fleckigen Gesichte und kleinen blinzelnden Augen — das sollte der Aegyptier sein? Er fand kein Wort und sah fragend auf die Freunde.

„Ja sehen Sie, hören Sie,“ begann Herr Christophoros, dem die Verwunderung des jungen Mannes nicht entging — „gerade solche Augen haben Ihre Kollegen gemacht, wie sie zu mir ins Hotel gekommen sind. Aber ich bin doch der Anastas Christophoros und ich bin auch der einzige Aegyptier in Jshl. Daß Sie

aber keine Ursache haben, auf mich eifersüchtig zu sein, das sehen Sie ja so, wenn ich Ihnen auch nicht sagte, daß ich seit meinem Hiersein durch Krankheit aus Zimmer gefesselt war. Uebrigens bin ich auch nur als Aegyptier naturalisiert. Ich stamme aus Deutschböhmen und heiße Gotthold Heinrich Christoph. In Griechenland, wohin ich als Rینگling kam, verwandelte ich mich in einen Christophoros und jetzt lebe ich als Kaufmann in Alexandria. Das ist alles, so wahr mir Gott helfe.“

Fritz schüttelte den Kopf. „Dann verstehe ich nicht.“

„Ja, sehen Sie, hören Sie, das haben auch Ihre Kollegen gesagt und mir ist es auch nicht anders gegangen. Wir haben die Kurliste nachgesehen, aber es ist sonst niemand aus dem Orient in Jshl. Und da, sehen Sie, hören Sie, ist mir dann eingefallen, wie's gegangen sein könnte. Darf ich's Ihnen erzählen?“

„Ich bin gespannt.“

„Nun, sehen Sie, hören Sie, wie mir Ihre Herren Kollegen erzählen, wie denn der Aegyptier aussehen soll, da denke ich so: den Mann solltest du eigentlich kennen. Aber wo, wo hast du ihn gesehen? Und plötzlich tipp ich mir auf den Kopf. Ei, ei, Christophoros, das ist ja dein Sohn! . . . Na, aber — triumphieren Sie nicht, junger Herr — na, aber er kann's doch nicht sein, denn heut erst hab' ich einen Brief von dem Teufelsterl erhalten. Die Reise von Alexandrien ist aber ein bißchen weit. Na, und wie ich so weiter denke, da tipp' ich mir wieder auf den Kopf und jetzt war's mir klar. Und nun sehen Sie, hören Sie, meine Herren, und dann lachen Sie nicht! Da habe ich am Tage meiner Ankunft mit ein paar Herren gekneipt und dabei haben sie natürlich alle möglichen galanten Geschichten erzählt. Das hat mich verdrossen und wie ich da sitze, so schrei ich auf einmal: Na, da sollte mal mein Sohn Georgios nach Jshl kommen, der möchte den Frauenzimmern die Köpfe anders verdrehen als ihr. Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, es ist nicht mein rechter — ein armer Junge, den ich und meine selbige Frau zu uns nahmen, weil unsere Ehe kinderlos blieb. Es war ein Griechenjunge — na, kurzweg gesagt, der reine Apollo! Die Herren waren natürlich neugierig, wie der Teufelsterl aussähe, und ich beschrieb ihnen denselben — na, mit der Genauigkeit, mit der nur ein Vater seinen Herzenssohn beschreiben kann. Und nun ist's ja klar. Vielleicht hat einer scherzweise erzählt, daß ein solcher Teufelsterl von Aegyptier hierherkommen wird, vielleicht hat's ein anderer nur halb gehört oder wieder absichtlich weitererzählt, daß der Aegyptier bereits da — Sie wissen ja, meine Herren, wie leicht unter Leuten, die vor lauter Langeweile nicht wissen, was sie anfangen sollen, aus einer Mücke ein Kamel wird.“

„Und in Jshl müssen alle Mücken Kamel werden. Aber, was sagst du jetzt dazu, Fritz?“

Dieser schien sich noch nicht recht fassen zu können, und erst nach einer Weile sagte er kleinlaut:

„Und Ihr Sohn sieht wirklich aus wie dieser — wie man ihn hier beschreibt?“

„Alles stimmt auf ein Haar.“

Jetzt verklärte heller Freudenschimmer das Gesicht des jungen Mannes. Er schüttelte heftig den Kopf und begann zu lachen.

„Dann verzeihen Sie mir — verzeiht mir alle! Herr Christophoros, heute Abend kneipen wir zusammen. . . Aber jetzt — Pardon! Ich habe ein schweres Unrecht gutzumachen.“

„Das können Sie ohne viel Umwege tun,“ sagte der Bürgermeister. „Die Damen sind bei meiner Frau. Sie wollten das Resultat meiner Bemühungen abwarten — ein neuer Beweis, wie sehr Sie geirrt haben! — Wenn es also gefällig ist — die Herren entschuldigen uns für ein paar Minuten.“

Der Bürgermeister öffnete eine Seitenthüre und führte Fritz durch mehrere Zimmer hindurch in den Salon. „Hier bringe ich den Verbrecher,“ sagte er lachend, „er soll Ihnen die Geschichte von dem imaginären Aegyptier selbst erzählen. . . Verzeihen Sie der Jugend, gnädige Frau, und Sie, Fräulein — Sie sind ja doch schuld an allem. Warum verrücken Sie die Köpfe so! —“

„Kannst du mir vergeben?“ flüsterte Fritz. Ein leiser Händedruck war die Antwort. Dann schloß er sie in seine Arme und küßte den letzten Rest des Grolls von ihren Lippen.